



Dani Atkins

Sechs
Tage
zwischen
dir und mir

Roman

Aus dem Englischen von
Simone Jakob und
Anne-Marie Wachs



KNAUR*



Die englische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel »Six Days«
bei Head of Zeus Ltd, part of Bloomsbury Publishing Plc.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres
Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns
für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe Oktober 2022
Knaur Taschenbuch
© 2022 Dani Atkins
© 2022 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Gisela Klemt; Iura – Klemt & Mues GbR
Covergestaltung: Franzi Bucher, München
Coverabbildung: Collage von Franzi Bucher unter Verwendung
von Motiven von Shutterstock.com
Abbildungen im Innenteil von Shutterstock.com. Schmetterlinge:
Blueprint Characters; Pflanzen: Cat_arch_angel; Wiese: NadzeyaShanchuk
Satz: Daniela Schulz, Gilching
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN 978-3-426-52887-7

2 4 5 3 1

*Für Debbie
die die Bücher als Erste liest*





Samstag



Kapitel 1



Die Zimmertür quietschte immer noch, wenn man sie öffnete. Dad hatte das all die Jahre nicht behoben, und irgendwie gefiel es mir. Jetzt stand er im Türrahmen, in einem Anzug, den ich noch nie an ihm gesehen hatte und in dem er mir fremd vorkam.

Einen langen Augenblick sagten wir beide kein Wort. »Du siehst wunderhübsch aus, Gemma«, brach er schließlich das Schweigen. Seine Stimme war merkwürdig belegt. »Wenn deine Mutter das nur miterlebt hätte.«

Unter dem Geraschel von Tüll und paillettenbestickter Spitze sah ich zu dem Mann, den ich mein ganzes und sein halbes Leben lang geliebt hatte. In dem anthrazitfarbenen Cutaway war Dad fast nicht wiederzuerkennen. Seine Haare, die er sich tags zuvor hatte schneiden lassen, waren so kurz, dass man glauben konnte, er wolle sich nach der Trauung bei der Armee verpflichten. Und seine üblichen grau-schwarzen Bartstoppeln waren einer scharfen Rasierklinge zum Opfer gefallen. Ich erkannte, wo er sich mit unsicherer Hand geschnitten hatte. Die beiden kleinen Wunden waren das einzige bisschen Farbe in seinem ungewöhnlich blassen Gesicht.

»Ach, Dad«, sagte ich und versuchte, all die Kraft zusammenzunehmen, die ich mir für diesen Augenblick aufgespart hatte. Denn ich hatte immer gewusst, dass diese Worte heute ausgesprochen werden würden. Ich war mir bloß nicht sicher gewesen, ob von ihm oder von mir.

Er streckte die schwieligen Hände aus, und ich legte meine hinein und war plötzlich wieder acht Jahre alt und soeben

vom Fahrrad gefallen; oder zwölf, und mein Kaninchen war gerade gestorben; oder vierzehn, und der Junge, den ich mochte, hatte ein anderes Mädchen gefragt, ob es mit ihm zum Schulball gehen wollte. In all diesen Momenten war Dad da gewesen – aber immer als Teil eines Teams. Ich begriff, wie schwer er es jetzt hatte, wo er diesen Meilenstein in meinem Leben ohne Mum an seiner Seite miterlebte.

»Du bist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten«, sagte er leise. Das hatte ich schon unzählige Male gehört. Als Teenager hätte ich wahrscheinlich meine grünen Augen verdreht, die wir gemeinsam hatten, und hätte beschlossen, mir die rotbraunen Haare zu färben. Doch jetzt, nachdem wir Mum vor drei Jahren verloren hatten, klammerte ich mich begierig an jede Ähnlichkeit, die uns verband, wie an einen rettenden Strohalm.

Ich schaute in den Spiegel und hakte mich bei Dad unter, was ich in weniger als einer Stunde erneut tun würde, wenn er mich zum Altar führte. Und zum ersten Mal konnte ich es wirklich erkennen. Ich wirkte *tatsächlich* wie die Frau auf dem Foto im silbernen Bilderrahmen, der im Wohnzimmer hing. Zugegeben, unsere Hochzeitskleider waren völlig verschieden, und sie hatte das Haar in einer komplizierten Hochsteckfrisur getragen, während meines mir in sanften Wellen weich über die Schultern fiel. Aber den Gesichtsausdruck, mit dem sie den Mann an ihrer Seite anschaute, kannte ich von Hunderten von Facebook-Posts. So sah auch ich aus, wenn ich Finn in die Augen blickte.

Just in diesem Moment wurde mit exzellentem Timing die Tür meines ehemaligen Zimmers erneut aufgestoßen, und der Wirbelwind namens Hannah Peterson stand mit meinem Brautstrauß in der Hand im Türrahmen. Sie schaute zwischen Dad und mir hin und her. »He, hier wird nicht geweint«,

ermahnte sie uns, nur halb im Scherz. »Ich war doch bloß fünf Minuten weg.«

Nach fünfundzwanzig Jahren genoss Hannah, meine beste Freundin, gewissermaßen schwesterliche Privilegien und hatte keine Bedenken, Dad und mich ins Gebet zu nehmen, wenn sie es für nötig hielt. »Denkt an unsere Abmachung: keine Tränen, bis Finn und du ›Ja‹ gesagt habt, okay?«

»Wie hält dein armer Mann dich nur aus?«, neckte Dad meine Trauzeugin, legte ihr den Arm um die Schultern und drückte sie väterlich.

»Hauptsächlich dank Kopfhörern mit Geräuschunterdrückung«, gab sie verschmitzt zurück. »Der Wagen für die Brautjungfern wartet unten, und der Fahrer sagt, eurer kommt in ein paar Minuten.« Schon war sie wieder ganz in ihrer Rolle der inoffiziellen Hochzeitsplanerin. Hätte sie in den Rockfalten ihres Kleides aus magentafarbenem Taft Platz dafür gefunden, hätte sie garantiert den ganzen Tag ein Clipboard mit sich herumgeschleppt.

»Wo ist Milly?«, fragte ich und reckte den Hals nach ihrer entzückenden kleinen Tochter. In ein paar Monaten wurde meine Patentochter vier, sie war jetzt beinahe in dem Alter, in dem ihre Mutter und ich damals Freundschaft geschlossen hatten. Für mich war von Anfang an klar gewesen, dass niemand außer ihr das Blumenkind bei meiner Hochzeit sein würde.

»Im Moment ist sie damit beschäftigt, deinen Kater zu pie-sacken«, sagte Hannah an meinen Vater gerichtet und fügte ein zerknirschtes »Tut mir leid« hinzu. »Danach wird sie wahrscheinlich den Kunstblumenstrauß zerpflücken, den ich ihr gegeben habe. Den echten kriegt sie erst in die Finger, wenn sich die Kirchentüren öffnen.«

Ich strahlte sie an. »Du denkst aber auch wirklich an alles.«

»Ich will einfach nur, dass das heute der perfekte Tag für dich wird«, sagte sie merklich gerührt und klang für einen Moment ganz anders als die Hannah, die ich kannte.

Aus dem Erdgeschoss war ein Quietschen zu hören, das entweder von ihrem Nachwuchs oder vom Kater stammte, und Hannah drehte sich blitzschnell auf dem Absatz ihres eleganten Satinschuhs um.

»Wir sehen uns vor der Kirche«, sagte sie, blies uns beiden einen Luftkuss zu und rauschte in einer Parfümwolke aus dem Zimmer. Mein Vater folgte ihr, um sie hinauszubegleiten.

Wenige Augenblicke darauf schloss sich die Haustür mit einem kräftigen Rums, und erleichtert atmete mein Elternhaus auf, als endlich wieder Stille einkehrte. Die Haarstylistin, die Visagistin und die Floristen waren alle längst weg, wie auch Familie und Freunde, die in diesen Minuten bestimmt schon auf dem Weg zur Kirche waren und bald auf den mit Blumen geschmückten Kirchenbänken Platz nehmen würden.

Alles und jeder war genau an seinem vorgesehenen Platz. Wieso also wurde ich das Gefühl nicht los, dass irgendetwas nicht stimmte? Es begleitete mich, seit mich heute früh mein Handy geweckt hatte. Noch im Halbschlaf hatte ich blinzeln zur Decke aufgeschaut und mich gefragt, wo ich eigentlich war. Ohne nachzudenken, hatte ich die Hand nach Finn ausgestreckt, aber die andere Hälfte meines alten Doppelbetts war kalt und leer. Fühlte Dad sich morgens genauso? Es war ein herzerreißender Gedanke, mit dem ich in den Tag startete, der üblicherweise als der »glücklichste Tag deines Lebens« bezeichnet wird.

Ich hatte die Beine über die Bettkante geschwungen und schließlich gelächelt, als mein Blick auf das cremeweiße Spitzenkleid fiel, das ich tragen würde – wenn ich dem Mann, den ich liebte, das Jawort gab.

Ich hatte der Versuchung nicht widerstehen können und mein Telefon am Ladekabel zu mir herangezogen, als würde ich einen Fisch an der Angel einholen. War es zu früh, um Finn einen guten Morgen zu wünschen? Brachte das Unglück, so wie wenn Braut und Bräutigam sich vor der Trauung sahen, oder kapitulierte der Aberglaube vor moderner Technik? Ich beschloss, dass eine kurze WhatsApp das Risiko wert war.

Guten Morgen, MrD. Einen schönen Hochzeitstag!
Freu mich auf dich. xxx

Fünf Minuten wartete ich mit dem Telefon in der Hand auf eine Antwort, dann legte ich es leicht enttäuscht beiseite. Finn war wahrscheinlich schon unter der Dusche oder noch auf seiner morgendlichen Joggingrunde. *Oder er ist total verkatert*, merkte eine lästige Stimme in meinem Kopf an. Ich ignorierte sie, weil ich diesen speziellen Streit wirklich nicht weiterführen wollte.

»Ist dir klar, dass heutzutage *kein Mensch* mehr den Junggesellenabschied am Vorabend der Hochzeit feiert? Das macht man *Wochen* vor dem großen Tag, damit man Zeit hat, sich davon zu erholen.«

»Es ließ sich vorher nicht einrichten«, hatte Finn entgegnet, die Arme um meine Taille geschlungen und mich an sich gedrückt. »Ich hab die ganze Zeit geackert, um die Abgabe noch vor den Flitterwochen zu schaffen.« Dann hatte er den Kopf geneigt und mich auf die Art geküsst, bei der mir immer die Knie weich wurden. »Vielleicht weißt du es ja noch nicht, aber ich werde heiraten«, hatte er mit den Lippen an meinem Hals geflüstert.

»Hab davon gehört. Hat die ein Glück.«

Finn hatte den Kopf geschüttelt und mir in die Augen geschaut. »Nein. *Ich* bin derjenige, der Glück hat.«

Dad wartete am Fuß der Treppe auf mich, jener Treppe, auf deren Geländer ich in meinem dreiunddreißigjährigen Leben so oft hinuntergerutscht, deren Stufen ich hinuntergesprungen und manchmal sogar -gefallen war. Auf seinen Lippen lag ein stolzes Lächeln, das mich jetzt eher aus dem Tritt zu bringen drohte als die Treppenstufen. Durch die offene Haustür erhaschte ich einen Blick auf einen glänzenden, silberfarbenen, mit bunten Bändern geschmückten Bentley, der am Straßenrand auf uns wartete.

»Bevor wir losfahren ...«, sagte Dad plötzlich. Er war so aufgeregt, dass sein Adamsapfel hektisch auf und ab hüpfte, und musste sich räuspern. »Also, ich möchte dir etwas geben.« Nervös nestelte er in der Tasche seines Jacketts herum. »Von deiner Mutter und mir.«

Als ich die kleine Schmuckschatulle aus Samt entgegennahm, merkte ich, dass ich schon jetzt den Tränen nahe war. Plötzlich bangte ich um das von der Visagistin so sorgfältig aufgetragene Make-up, samt »Tsunami-fester« Mascara.

Ich hielt die Schachtel eine Weile in den zitternden Fingern, bevor ich sie öffnete. Die zartgliedrige Kette war aus Silber, doch was mir fast den Boden unter den Füßen weggerissen hätte, war der dazugehörige Anhänger.

»Der Stein von Mums Verlobungsring«, sagte ich fassungslos. Ich hatte ihn sofort wiedererkannt.

»Sie hätte gewollt, dass du ihn bekommst«, sagte Dad, und seine Stimme klang wieder rau. »Ich dachte, wenn ich ihn zu einem Anhänger umarbeiten lasse, ist das so, als wäre sie heute bei uns.«

Ich wandte mich zum Flurspiegel und strich mir die Haare

aus dem Nacken, um mir die Kette umzulegen. Der tropfenförmige Diamant fiel wie eine Sternschnuppe auf meine nackte Haut, knapp über der Wölbung meiner Brust. Ich spürte sein Gewicht dicht an meinem Herzen, als ich meinen Vater an mich drückte. »Er ist wunderschön. Wirklich. Aber Mum wäre heute sowieso bei uns gewesen, auch ohne diesen Anhänger. Keine zehn Pferde könnten sie davon abhalten.«

Dad hielt fest meine Hand, als er mich über den gepflasterten Weg zum Wagen führte, stieg vorsichtig nach mir ein und setzte sich auf den kleinen Teil der Rückbank, den mein Kleid nicht in Beschlag nahm. Es war, als würden wir in einem Meer aus Tüll versinken, doch die Kirche war zum Glück nur eine halbe Stunde Fahrt entfernt.

»Nervös?«, erkundigte sich Dad. Dieselbe Frage hatte er mir gestellt, als er mich an meinem ersten Schultag vor dem Schulgebäude abgesetzt hatte, und dann wieder dreizehn Jahre später, vor der Uni.

Diesmal fiel es mir leicht, zu verneinen.

»Ich freu mich einfach auf dieses neue Kapitel in meinem Leben«, sagte ich und beugte mich über die Wogen aus feinem Stoff, um ihm einen Kuss auf die Wange zu drücken.

»So kenne ich meine Tochter«, sagte er mit vor Liebe und Stolz belegter Stimme.

Eine große Hochzeit in Weiß hatte nie weit oben auf meiner Wunschliste gestanden. Aber im Leben kommt es ja oft anders, als man denkt. Man begegnet jemandem, in den man sich verliebt, man verliert einen geliebten Menschen, und plötzlich probiert man Brautkleider an und bucht eine Kirche und Räumlichkeiten für die Feier. Das alles war zum großen Teil eine Hommage an Mum, denn so eine Hochzeit hatte sie sich immer für mich erträumt.

Ich weiß noch, wie ich zu Finn sagte: »Sie hätte dich sehr gemocht«, als wir die Städte hinter uns gelassen hatten und nun über die Dörfer zu meinem Elternhaus fahren, wo er meinen Vater kennenlernen sollte.

Finn hatte eine Hand vom Lenkrad genommen und meine sanft gedrückt. »Wenn sie nur ein kleines bisschen so war wie du, hätte ich sie auch sehr gemocht. Ich mach mir eher Sorgen wegen deines Vaters. Ich seh schon vor mir, wie er heute Abend im Flur Wache schiebt, für den Fall, dass ich mich aus dem Gästeschlafzimmer schleiche.«

Ich hatte gelacht, obwohl Finn vielleicht gar nicht so falschlag. »Na ja, du weißt doch, wie Väter sind.«

»Kann man so nicht sagen«, entgegnete Finn.

Hätte ich mir eine Superkraft aussuchen können, dann die, die Zeit zurückspulen zu können, um meine unbedachte Bemerkung ungeschehen zu machen.

»Finn, es tut mir leid. Ich –«

»Schon okay«, unterbrach er mich und wechselte das Thema, so wie immer, wenn das Gespräch auf seine Eltern kam. »Also, glaubst du, *eine* Flasche Scotch wird reichen, um ihn zu bezirzen, oder hätte ich eine ganze Kiste besorgen sollen?«

»Dad wird von dir begeistert sein«, hatte ich geantwortet. »Wie alle, die dir zum ersten Mal begegnen.«

Finn hatte den Blick auf die Straße gerichtet, aber ich sah sein spöttisches Lächeln.

»Außer *dir*.«

Kapitel 2

Die erste Begegnung

Sieben Jahre zuvor

Haare hochgesteckt oder offen?«, fragte ich beim Betreten unserer winzigen Küche, wo Hannah mit ihrem Smartphone beschäftigt war. Sie legte es beiseite und nahm nicht nur meine Haare, sondern auch mein Outfit genauestens in Augenschein. Noch vor zwei Minuten hatten die schwarze Stoffhose und die figurbetonte weiße Bluse im Spiegel bei mir im Zimmer gut ausgesehen, aber auf Hannah hatte es nicht die erhoffte Wirkung.

»Du bewirbst dich also als Kellnerin?«

Ich verzog bei ihrem bissigen Kommentar das Gesicht und ließ den angedeuteten hohen Dutt los, sodass mir die Haare über die Schultern fielen, was den ganzen Look auflockerte.

»Besser«, sagte meine Freundin.

»Ich will bloß professionell rüberkommen ... und intelligent.«

»Dafür braucht man mehr als eine vernünftige Frisur«, sagte Hannah und fuhr sich grinsend über ihren stachlig gestylten Kurzhaarschnitt mit den pink gefärbten Haarspitzen. Mit einem IQ auf Mensa-Niveau hatte Hannah keine Schwierigkeiten, ernst genommen zu werden, obwohl ihre Frisur an das Gefieder eines Paradiesvogels erinnerte.

»Guter Punkt«, räumte ich ein, »aber bei dem Bewerbungs-

gespräch steht zu viel auf dem Spiel, als dass ich riskieren will, es wegen unpassender Kleidung zu vermasseln.«

»Ich dachte, es geht um deine Texte und nicht darum, dass du aussiehst wie eine Bibliothekarin aus den Fünfzigerjahren!«, zog sie mich auf und schnappte sich eine Scheibe Toast, die sie mit zwei gewaltigen Bissen hinunterschlang. Für eine so kleine Frau hatte Hannah einen enormen Appetit. Ich war mir nicht sicher, wo die ganzen Kalorien, die sie vertilgte, eigentlich blieben, denn ihr zierlicher Körper schien nur wenige davon aufzunehmen. »Und ich *liebe* deinen Schreibstil«, erklärte sie loyal.

Dankbar strahlte ich sie an und griff hoffnungsvoll nach der Kaffeekanne. Es gelang mir, mit dem restlichen Kaffee eine letzte Tasse zu füllen, und ich trank ihn in kleinen Schlucken, während ich auf meinem iPad noch mal die Publikationsliste mit Artikeln durchging, die ich bislang verfasst hatte. »Schwer zu sagen, welcher davon am meisten Eindruck machen wird: der mit der kleinen Katze, die vom Baum gerettet werden musste, oder der über die aufsehenerregende Marmelade-Einkochaktion vom Women's Institute.«

»Eindeutig der mit der Katze«, sagte Hannah und legte sich eine Hand auf die Herzgegend. »Der schreit geradezu nach dem Pulitzer-Preis.«

Ich schnaubte, und um ein Haar wäre der Kaffee auf meiner Kleidung gelandet.

»Es wird bestimmt total langweilig hier, wenn du ausziehst«, sagte ich, was laut ausgesprochen noch jämmerlicher klang als in meinen Gedanken. Ich wollte nicht, dass Hannah meiner wegen traurig wurde oder Schuldgefühle bekam, doch in ihren veilchenblauen Augen sah ich eine Mischung aus beidem aufblitzen. Nachdem wir viele Jahre lang in einer

Reihe schäbiger Mietwohnungen gelebt hatten, hatten Hannah und ich den Sprung gewagt und uns zusammen eine Eigentumswohnung gekauft, wobei wir irgendwie nicht daran gedacht hatten, was passieren sollte, wenn eine von uns ausziehen wollte und die andere nicht.

Ich kann mich noch lebhaft an den Abend erinnern, an dem sie verdächtig früh von einem Date mit William nach Hause kam. Sie waren schon ein halbes Jahr zusammen. Als sie mit besorgtem, leicht gequält wirkendem Gesichtsausdruck ins Wohnzimmer trat, griff ich instinktiv nach einer Flasche Wein, zwei Gläsern und einer Schachtel Kleenex, da ich das Schlimmste befürchtete. Aber ich lag falsch, William hatte nicht mit ihr Schluss gemacht – im Gegenteil.

»Er hat mich gefragt, ob ich bei ihm einziehen will«, sagte sie, und es klang, als würde sie zu etwas Gesetzeswidrigem gezwungen.

»Der Arsch«, witzelte ich mit todernster Miene. Ich war so erleichtert, dass er ihr nicht das Herz gebrochen hatte, dass es eine Weile dauerte, bis mir klar wurde, dass eher *ich* am Ende allein mit meinem Kummer dastehen würde. »Und was hast du gesagt?«

Sie biss sich auf die Unterlippe, als würde sie sich ein Lächeln verkneifen, aber es gelang ihr nicht ganz; ihre Augen strahlten vor Freude.

»Ja.«

Ich verschüttete etwas von dem Wein, wir weinten und umarmten uns und zitierten aus *Friends*, als wir sagten, dass dies das »Ende einer Ära« war. Doch die kalte, harte Realität des Ganzen wurde mir erst später bewusst. Womöglich würde ich nicht nur meine Mitbewohnerin verlieren, sondern auch die Wohnung.

»Vielleicht zahle ich einfach meine Hälfte vom Kredit

weiter ab – William wird das sicher verstehen«, preschte Hannah vor.

»Auf keinen Fall. Das wär total ungerecht«, beharrte ich. »Außerdem ist da ja dieser Job bei der Zeitschrift, für den ich mich bewerben will. Wenn ich den bekomme, könnte ich die Raten auch allein bestreiten.« *Solange ich alle unnötigen Ausgaben streiche, wie für Lebensmittel und so*, fügte ich im Stillen hinzu.

Ob ich diesen Job bekommen würde, war tatsächlich höchst fraglich, denn ich würde damit einige Stufen auf der Karriereleiter überspringen, würde von der bescheidenen Reporterin bei einem Lokalblatt zur Feature-Autorin für ein bekanntes Hochglanzmagazin aufsteigen. Doch ich musste es wenigstens versuchen.

Obwohl die morgendliche Rushhour schon hätte vorbei sein sollen, war auf den Straßen immer noch überraschend viel Verkehr. Die Dreiviertelstunde Pufferzeit, die ich eingeplant hatte, schmolz durch Staus, defekte Ampeln und einen quer stehenden Laster dahin. Und als wäre das nicht schon schlimm genug, schien es die Klimaanlage meines Wagens nicht zu kümmern, dass heute ein besonders ungünstiger Tag war, um endgültig den Geist aufzugeben. »Was für Temperaturen, und das im September!«, hatte der Typ im Radio begeistert festgestellt. Ich würgte ihn mitten im nächsten Satz ab.

Als ich das erste Hinweisschild zu dem Gewerbegebiet entdeckte, hatte ich bereits einen feinen Schweißfilm auf der Stirn, der fleißig meine Foundation auflöste. Ich fuhr auf den Parkplatz und geriet in Panik, als ich auf dem Armaturenbrett die Uhrzeit sah. In einer Viertelstunde hatte ich mein Bewerbungsgespräch.

Die Büros der *Glow* befanden sich in einem hohen Büroturm mit blauer Glasfassade, wodurch das Gebäude wie ein

riesiger Gletscher wirkte, der irgendwo abgebrochen und irrtümlich in einer Großstadt gelandet war.

Wenn ich schnell einen Parkplatz finde, müsste ich es noch schaffen, sagte ich mir auf der ersten von mehreren erfolglosen Runden über das Gelände. Plötzlich entdeckte ich nicht weit vor mir einen Wagen, der gerade ausparkte. Ich bremste und schaltete den Blinker ein. Der Fahrer brauchte Ewigkeiten, um zurückzusetzen, und mein linker Fuß lauerte schon über dem Gaspedal, als wie aus dem Nichts ein anderes Auto in die freigewordene Lücke preschte. Der Fahrer hatte mir nicht nur den Stellplatz weggeschnappt, sondern war dafür auch noch in der falschen Fahrtrichtung über den Parkplatz gerauscht.

Ich neigte nicht zu Aggressivität im Straßenverkehr, zumindest nicht bis zu diesem Zeitpunkt, doch ohne nachzudenken, brüllte ich: »Sie wollen mich wohl verarschen!«, und drückte auf die Hupe, was die morgendliche Ruhe empfindlich störte. Ich sah, wie sich der Fahrer in alle Richtungen umblickte. Da mein Wagen als einziger noch nicht eingeparkt war, musste man kein Genie sein, um zu erraten, wer da gerade gehupt hatte. Er fing meinen Blick auf, wir guckten uns durch die Windschutzscheiben an, und ich riss die Hände hoch, was in der inoffiziellen Zeichensprache der Straßenverkehrsordnung so viel wie »Was soll der Scheiß?« bedeutete.

Durch den roten Nebel meiner Wut sah ich zwei Reihen strahlend weißer Zähne aufblitzen. Hatte dieser Typ mich gerade tatsächlich angegrinst? Ich glaubte zu erkennen, wie er mit den Lippen das Wort »Entschuldigung« formte. Falls ja, verschwendete er seine Zeit, denn ich war nicht in Stimmung, seine Entschuldigung zu akzeptieren. Zu allem Überfluss kurbelte er auch noch das Seitenfenster herunter.

»Tut mir leid, aber ich hab einen Termin und bin echt spät dran.« Er schenkte mir erneut sein Hundert-Kilowatt-

Lächeln, das ihm wohl üblicherweise dabei half, mit solchen Unverschämtheiten durchzukommen. Doch heute würde er damit keinen Erfolg haben, ganz sicher nicht bei mir.

Ich kurbelte ebenfalls das Fahrerfenster herunter.

»Das war mein Parkplatz!«, rief ich, den Kopf aus dem Fenster gereckt wie ein Hund bei einer langen Autofahrt.

Seine Stimme trug besser als meine, er hatte solche Verrenkungen nicht nötig, um sich Gehör zu verschaffen.

»Also, genau genommen ist es erst Ihr Parkplatz, wenn Sie darauf stehen«, argumentierte er gelassen, als spielte es keine Rolle, dass er soeben alle meine Chancen auf den Job, den ich unbedingt haben wollte, zunichtegemacht hatte. »Wie gesagt, tut mir leid, aber ich bin spät dran, und ...« – er warf einen Blick auf seine Armbanduhr und dann wieder zu mir – »so unterhaltsam es ist, sich quer über den Parkplatz anzuschreien, ich muss mich wirklich beeilen.«

Ich war sprachlos und wütend angesichts dieser Unverfrorenheit und wusste nicht, ob ich den Mund weiter offen lassen oder ihn schließen sollte. Ich überlegte immer noch, während der Mann aus seinem Wagen stieg und auf das glasverkleidete Gebäude zueilte. Sein Weg führte ihn praktisch direkt an mir vorbei, und es kostete mich einiges an Selbstbeherrschung, meinen Motor nicht drohend aufheulen zu lassen. Ich war zwar nicht so wütend, dass ich ihn tatsächlich umgenietet hätte, doch es hätte mir gutgetan, ihn einfach nur so zu erschrecken, dass ihm sein überhebliches Grinsen verging.

Er schaute noch einmal in meine Richtung, bevor er zwischen den geparkten Fahrzeugen verschwand, und hatte doch tatsächlich die Dreistigkeit, mir zum Abschied kurz zuzuwincken. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich einen Menschen so spontan so tief verabscheut.